

Der Kunststreiter

Erzählung
von Friedrich Gerstäcker

(21. Fortsetzung.)

Wer aber seit einiger Zeit zu den fleißigsten Besuchern des Hauses gehörte, ohne jedesmal erst eine Einladung abzuwarten, war Fräulein v. Zahbern, und selbst ein minder herzliches Entgegenkommen als sie mitbrachte, konnte sie nicht davon zurückfahren. War Offenheit dabei eine hervorragende Eigenschaft ihres Charakters, so empfand sie für Melanie eine tief innige Freundschaft. Sie gestand ihr, daß sie den Augenblick ordentlich herbeisehne, in dem sie wieder in ihre Arme fliegen könnte, und Melanie müßte ihr es ordentlich angehen haben, denn sie wäre nicht im Stande, vor ihr auch nur das Geringsste, was auf ihrem Herzen läge, geheim zu halten. Melanie selber, viel zu gutmütig und gartfühlend, Jemandem, der ihr so herzlich entgegenkam, von sich abzulassen, duldete diese Freundschaftsbezeugungen mehr, als sie dieselben erwiderte. Ihr Geheimniß befehlt sie aber trotzdem, und trotz der jungen Dame direkten und indirekten Anspielungen darauf, für sich, und Franciska v. Zahbern fand es bei späteren Besuchen in Zübbig'schen Hause eben noch so unerklärlich, weshalb Melanie total mit dem Grafen Geyerstein gebrochen habe, wie früher. Daß dem aber wirklich so sei, ließ sich nicht verkennen, und so oft Fräulein v. Zahbern den Grafen Selkoff bei Malpich traf, eben so oft tehrte sie auch mit vermehrter Verachtung gegen das Menschengeflecht im Allgemeinen und einzelne Individuen insbesondere in ihre eigene stille und einsame Wohnung zurück.

In diese Zeit fiel es, daß Herr v. Zübbig seinen Ausflug nach dem Norden machen mußte, wohin ihn seine Frau begleiten sollte. Frau v. Zübbig hatte dazu allerdings nicht die geringste Lust, würde ihrem Manne aber doch dieses Opfer gebracht haben, wenn nicht gerade ein beständiges Herdenleiden einen Tag vor seiner Abreise sie an ihr Lager gefesselt hätte. Herr v. Zübbig mußte deshalb allein fort; aber auch hierüber schien er sich zu trösten, da ihm noch dazu von anderer Seite die höchste Aufmunterung zu Theil ward. Se. Königlich Hoheit hatten nämlich gerührt, ihm noch einige spezielle Aufträge — allerdings höchst unbedeutender Art, aber doch Aufträge — zu erteilen, und er verteilte seine Heimath genau mit einem solchen Gesicht und solchen Gefühlen, mit denen ein Anderer an seine Stelle zurückgekehrt wäre. Herr v. Zübbig war aber nicht allein Mensch, er war auch Cavalier, und es ist einmal cavaliermäßig, irgend ein Gefühl des Schmerzes oder der Niederlagenheit — ausgenommen bei Sporttauer — dem Publikum zu verathen.

Frau v. Zübbig erbot sich glücklicher Weise gleich nach ihres Gatten Abreise so vollkommen wieder, um ihre gewöhnlichen Whistpartien mit Herrn v. Silberglanz und Fräulein v. Zahbern ohne Zwang aufnehmen zu können, und da kein Rückfall erfolgte, befand sie sich auch während ihres Gatten Abwesenheit vollkommen wohl, ja, wie sie erklärte, wohlher als je. Die Heilung aber selber verdankte sie Niemandem weiter als dem Baron v. Silberglanz, der nicht unbedeutende magnetische Kraft besaß und dieselbe in einzelnen speciellen Fällen zum Besten seiner Mitmenschen anwandte. Er that es aber, wie er versicherte, nur ausnahmsweise und selbst dann höchst ungerne, da es ihn außerordentlich angriff und seine eigene Gesundheit darunter litt.

Jedenfalls war der Erfolg hier ein vortrefflicher gewesen, und unsere kleine Partie sah eines Abends auch wieder fröhlich beisammen, als draußen die Klingel etwas stark gezogen wurde, und Frau v. Zübbig, mit dem freudigen Ausruf: „Mein Mann!“ die Karten fallen ließ und die neben ihr stehende Theetasse vom Tische warf.

Der herbeispringende Bediente hatte noch nicht die Hälfte der Scherben wieder aufgelesen, als Herr v. Zübbig, in Pelz und Mütze, getrieffelt und gestopft in das Zimmer seiner Frau trat, — und wie glücklich war diese, daß sie den Gatten endlich wieder hatte — wie flog sie an seinen Hals, unbestimmt um die fremden Menschen, um die Dienerschaft! wie haßte sie ihn selber, soviel er sich auch dagegen sträuben mochte, Pelz und Shawl ablegen, und ruhte nicht eher, als bis er behaglich hinter einer Tasse heißen Thees in der Sopha saß! Der „Mutter“ mußte natürlich erst ausgedrängt werden. Herr v. Zübbig drang, als Whistspieler von Fach, selber darauf. Dann aber wurde der Spieltisch bei Seite gerückt, und der „Reisende“ sollte erzählen — viel erzählen, und zwar Alles, was er gesehen und erlebt, und — wenn irgend möglich — ein klein wenig mehr.

Herr v. Zübbig befand sich, nach allen ausgestandenen „Beschwerden und Fährlichkeiten“ ausnehmend wohl

in der weichen Sophaede, und ebenfalls gerade in der Stimmung, sich mitzutheilen. So offen und ausführlich er aber über Alles sprach, was ihn betrafen und was er „durchgemacht“, so waren seine Zuhörer keinen Augenblick in Zweifel darüber, daß er noch etwas — und gerade die Hauptfache — verhehle, und konnten den Moment kaum erwarten, wo er ihnen auch dieses enthüllen würde. Bis jetzt aber waren die Dienstboten noch ab- und zugegangen; die Gouvernante hatte die Kinder hereingebracht, dem Papa die Hand zu küssen und ihm „bonne nuit“ zu sagen — es war noch keine ordentliche Ruhe gewesen. Jetzt schien das Befestigt; die Thür schloß sich hinter den letzten Friedensförderer, und Fräulein v. Zahbern, die indessen wie auf Kohlen gefessen hatte, rief: „Und jetzt heraus, mein Intendant! wir wissen, Sie haben noch etwas auf dem Herzen, und es brüht Sie ausnehmend, es loszulassen. Befreien Sie sich davon — bitte, bitte, erzählen Sie!“

Die junge Dame schlug dabei die Hände zusammen, wie es die lieben Kindlein machen, wenn sie die Eltern um etwas ersuchen wollen — übrigens gehörte sie schon seit längerer Zeit nicht mehr zu den Kindern.

Der General-Intendant sah den kleinen Kreis ihn erwartend umgebender Menschen innig vergnügt an — der Moment war gekommen, auf den er sich schon die ganze Heimfahrt über gefreut, und er erntete jetzt in vollen Zügen die Belohnung dafür ein, daß er sich leicht verlag hatte, sein Geheimniß leichtsinnig — vielleicht gar durch einen Brief — zu veräußern.

„Also ein Geheimniß glaubt Ihr, daß ich habe?“ fragte er schmunzelnd.

„Es ist grausam, wie er uns martert,“ rief seine Frau.

„Er spannt uns absichtlich auf die Folter,“ sagte Baron v. Silberglanz, „und vielleicht ist es nicht einmal der Mühe werth, daß wir uns so darüber den Kopf zerbrechen.“ Diese List, es herauszubekommen, war etwas plump, aber auf Herrn v. Zübbig von vortrefflicher Wirkung.

„Meinen Sie wirklich?“ rief der genannte Herr, sich im Sopha rasch emporschleudert, „aber Sie sollen mir Abhilfe thun, Silberglanz.“ Sie vor allen Anderen, denn gerade Sie wird es mehr als alle Anderen interessieren.

„Wah?“ rief der Baron erstaunt.

„Thun Sie nicht so unschuldig — als ob wir nicht wüßten, wie Sie für die schöne Bertrand geschwärmt hätten.“

„Die Kunststreiterin?“ riefen Fräulein v. Zahbern und Frau v. Zübbig wie aus einem Munde.

„Georgine Bertrand,“ bestätigte der General-Intendant, sich an dem Gesichte ihres Erbauens weidend, „aber —“ setzte er plötzlich mit gebrochener Hand hinzu — „Discretion, meine Herrschaften! Was ich Ihnen jetzt mittheile, geschieht wie unter dem Spiegel der Beichte. Ich selber habe versprochen, das Geheimniß zu bewahren, und werde es thun — hier natürlich, unter Freunden, darf man sich ausdrücken.“

„Versteht sich, versteht sich,“ rief Fräulein v. Zahbern rasch und ungeduldig, „aber wo, bester Intendant, wo haben Sie Madame Bertrand gefunden?“

„Madame?“ fragte v. Zübbig lächelnd, „Madame nicht allein, Monsieur Bertrand, Fräulein Josephine, das ganze Nest, und darin wäre nichts besonders Außerordentliches, aber eben das Wo? Das erteilten Sie nicht, und wenn ich Ihnen ein Jahr Zeit dazu gäbe.“

„Nun? — oh, quälen Sie uns nicht länger.“

„Du bist mehr als grausam, Gutlaume.“

„Nun gut, so hören Sie denn — aber noch einmal stumm wie das Grab!“

„Wie das Grab,“ sagten alle Drei feierlich.

„Auf dem Gute des Grafen v. Geyerstein.“

„Es ist nicht möglich,“ blähte Fräulein v. Zahbern heraus, während Herr v. Silberglanz ebenfalls einen Ausruf des Staunens nicht unterdrücken konnte.

„Nicht möglich, meine Gnädige?“

und geprüffelt, und bin von Monsieur Bertrand oder vielmehr Baron v. Geyfeln noch ein Stück begleitet worden.“

„Baron v. Geyfeln?“ fragte Frau v. Zübbig, „wer ist das nun wieder? Den Namen kenne ich ja gar nicht.“

„Nun, ma chere, die Sache ist sehr klar. Den Namen Bertrand braucht die Familie nicht mehr und nennt sich einfach jetzt v. Geyfeln.“

„Monsieur Bertrand?“ rief die gnädige Frau entrüstet, „aber das darf er ja gar nicht. Wie kann sich der Mensch Baron nennen!“

„Liebes Herz,“ beschwichtigte sie ihr Gatte, „wer fragt dort danach, wen kümmert oder genirt es? und es nennen sich so viele Menschen Baron, die — hm, noch eine Tasse Thee, mein Schatz. Ich bin wirklich ganz ausgetrocknet angetommen.“

„Nun, Silberglanz, Sie sitzen ja ganz verkümmert da! — An was denken Sie?“

„Ich? sonderbare Frage! an diese unerwartete Nachricht — dieser stille Dudmäuser, dieser Graf Geyerstein!“

„Ja, stille Wasser sind tief, lieber Freund,“ bemerkte Frau v. Zübbig, „mir haben Sie immer nicht glauben wollen.“

„Aber, gnädige Frau!“ rief v. Silberglanz, „sein Mensch hat doch eine Ahnung davon, daß Geyerstein —“

„Kein Mensch?“ unterbrach ihn die Dame lächelnd, „wir sind nicht Alle so kurzichtig wie Sie. Fragen Sie die Zahbern, was wir schon vor langen Wochen mit einander besprochen haben.“

„Ich kann noch gar nicht wieder zu mir selber kommen,“ höhnte die Genannte, „es ist zu unglücklich. Und deshalb der lange Urlaub!“

„Er übt noch Entsaugung genug,“ lächelte Frau v. Zübbig, „und wird selber über die Dauer seines Urlaubes ganz das Gegentheil gedacht haben, liebe Franciska.“

„Aber wie geht es den — Leuten?“ fragte v. Silberglanz, „fühlt sich denn die Dame in solchem Doppelverhältniß wohl?“

„Was kann das uns interessieren!“ bemerkte die gnädige Frau.

„Es ist doch immer interessant in psychischer Hinsicht,“ sagte v. Silberglanz.

„Da hat der Baron Recht,“ bestätigte v. Zübbig, „und nur aus diesem Grunde war auch mir das Begegnen dieser Leute — ich wurde genöthigt, dort zu übernachten, weil ich ein Rad zerbrochen hatte — höchst interessant.“

„Gott, wie romantisch!“ rief Silberglanz.

„Wenn man mit so vielen Menschen zu thun hat, wie „Unferner“, fuhr der Intendant fort, „so gewinnt man einen raschen Ueberblick über Charaktere und Seelenzustände, und ich glaube, ohne mir zu schmeicheln, daß ich mich darin als Autorität betrachten darf. Ich weiß wenigstens seit langen Jahren kein Beispiel, daß ich mich nach solchem gefassten Urtheil geirrt hätte. Dem zufolge schien sich Monsieur Bertrand, oder besser gesagt: Baron v. Geyfeln, außerordentlich behaglich in seiner neuen Würde zu fühlen.“

„Und seine Frau?“

„Aber was für Interesse nehmen Sie an dem Seltsamsten der Frau?“

„Nur ein allgemeines, meine Gnädige, auf Parole; nur ein allgemeines. Herr v. Zübbig wird mir darin Recht geben.“

„Vollkommen, lieber Silberglanz,“ lächelte Herr v. Zübbig, „die Frau schien sich übrigens, wie ich jetzt überzeuge bin, nicht glücklich in diesen Verhältnissen zu fühlen. Sie sprach mit Entzücken von ihren früher gefeierten Triumpfen, sobald der Herr Gemahl nur einmal den Rücken wandte — was, beiläufig gesagt, sehr selten geschah.“

„Es war sehr rücksichtslos von ihrem Gatten, Euch so wenig allein zu lassen,“ bemerkte etwas boshaft Madame.

„Mein bester Engel, Du glaubst doch nicht etwa, daß...“

„Daß Monsieur Bertrand eifersüchtig wäre? — nein. Die Leidenschaft scheint er wenigstens nicht zu kennen. Aber weshalb sollte sich die Donna da unbehaglich fühlen?“

„Aus Langeweile, ma chere, jedenfalls aus Langeweile; denke nur, wie lange Graf Geyerstein schon wieder in der Stadt ist, und für eine Frau, die an ein solches Leben, wie das frühere, gewöhnt war, mag es wahrhaftig kein Spaß sein, auf einem Fleck in einer quack Wildnis zu hocken.“

„Warum ist sie nicht bei ihrer Kunst geblieben?“

„Das ist mir auch unerklärlich,“ versicherte Silberglanz.

„Aber bildschön ist sie, das muß man ihr lassen,“ versicherte v. Zübbig, „vielleicht nur, um seine Frau damit zu nützen. Ich gebe Ihnen mein Wort, Baron, in dem kleinen Morgenhäubchen sah sie rein zum Ansehen aus — und er küßte dabei auf das Zarreste die Spitzen des dritten Fin-

gers und Daumens seiner linken Hand.“

„Du bist immer sehr leicht entzündet, mon cher,“ sagte seine Frau, „sie hat ein ganz alltägliches Gesicht, und nur hübsche Augen.“

„Was?“ fuhr ihr Gatte erstaunt nach ihr herum, „Silberglanz, ich bitte Sie um Gottes willen, nehmen Sie meine Partei — Georgine nicht schön? Ich gebe Dir mein Wort, Amelie, sie ist das verführerischste Weib, das ich in meinem Leben gesehen habe — present company, versteht sich, allerdings excepted.“

„Sie hat auch Anbeter genug gehabt,“ seufzte v. Silberglanz, während Frau v. Zübbig mit den Achseln zuckte.

„Und über die neuen die alten doch nicht vergessen,“ lächelte mit einem bezeichnenden Blick Herr v. Zübbig.

„Wie so?“ fragte leicht erröthend der Baron.

„Ein ander Mal,“ beschwichtigte ihn der Intendant, und seine Frau sagte:

„Du bist unausstehlich heute — aber, liebe Franciska, Sie sprechen ja kein einziges Wort mehr und sitzen da stumm wie ein Fisch; doch natürlich, solches Interesse können wir nicht an der Dame nehmen, wie die beiden Herren da, die nur in der Erinnerung an sie in einer wahren Verzückung schwimmen.“

„Sie thun mir unrecht, gnädige Frau,“ verteidigte sich v. Silberglanz, „aber das Interesse, das wir an einer bekannten Persönlichkeit nehmen, noch dazu, wenn sie uns in solcher Art in's Gedächtniß zurückgerufen wird, ist wohl erklärlich. Fräulein v. Zahbern wird ganz meiner Meinung sein.“

Fräulein v. Zahbern war es in der That, ja so überrascht durch die Nachricht geworden, daß sie im ersten Augenblick wirklich nur daran dachte, auf welche Weise sie dieselbe am besten verwerthen könne. Durch Frau v. Zübbig's Anrede kam sie auch erst wieder zu sich selbst und erwiderte darauf:

„Nein, natürlich nicht — interessant bleibt es allerdings immer, aber was gehen uns eigentlich die Leute weiter an. Lieber Gott, man hat so viel mit sich selber zu thun, daß man sich wahrhaftig nicht auch noch um andere Menschen zu kümmern braucht.“

„So laßt denn Monsieur Bertrand und seine Donna ruhen, wenn ich bitten darf,“ sagte Frau v. Zübbig, „der das Gespräch unangenehm wurde.“

„Ich hätte dem Grafen Geyerstein einen besseren Gesandten zugeordnet, aber über Gesandten läßt sich nicht streiten. Apropos, Geyerstein — die Alliance mit Melanie und Selkoff ist also so gewiß wie arrangiert.“

„Natürlich,“ sagte v. Zübbig, „das war voraus zu sehen.“

„Ich bitte um Vereidung!“ rief Fräulein v. Zahbern rasch, „so ganz bestimmt und ausgemacht ist die Sache doch noch nicht. Ich bin fast täglich im Malpich'schen Hause und müßte da auch etwas davon erfahren haben.“

„Liebe Franciska,“ sagte Frau v. Zübbig gutmüthig, „ereifern Sie sich nicht; die Sache ist in der That so gut wie geschehen. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, und ich habe sehr sichere Quellen. Die Verlobung wird in drei Wochen bei Gelegenheit des Hochzeitstages der Excellenzen bekannt gemacht werden, und der große Ball ist auch bis auf jeden Tag verschoben worden. Sie sehen, daß ich ganz genau unterrichtet bin.“

„Und Sie glauben wirklich?“

„Von glauben ist da gar keine Rede mehr, liebe Franciska, die Sache ist geschehen, und ich denke, Melanie macht an dem Ruffen eine bessere Partie, als an dem armen Grafen Geyerstein.“

„Nun, mein Kind, Geyerstein ist doch nicht so arm!“

„Er braucht dann sehr viel, mein liebes Herz, denn hier in der Stadt wissen wir genau, daß er sich, in der letzten Zeit besonders, außerordentlich eingeschränkt und nur das Allernöthigste ausgegeben hat. Lieber Gott, so etwas kann ja in den Verhältnissen, in denen wir nun einmal leben, kein Geheimniß bleiben und spricht sich aus. — Aber was ist das, Sie wollen schon fort?“

„Nun erwartet mich,“ sagte Fräulein v. Zahbern, die aufgestanden war und ihren Shawl befestigte, „es ist auch schon spät, und nach so langer Abwesenheit werden Sie mit Ihrem Herrn Gemahl noch Manches zu besprechen haben.“

„Aber Sie können doch nicht allein gehen?“

„Wenn mir das gnädige Fräulein erlauben, werde ich Sie begleiten,“ sagte Baron Silberglanz, ebenfalls aufstehend, „Fräulein v. Zahbern hat Recht, es ist Zeit, daß wir gehen.“

„Aber ich bitte Sie, Baron.“

„Auf ein ander Mal, mein lieber Zübbig. Wenn Jemand von einer größeren Reise zurückkommt, ist ihm Ruhe wohl. Gnädige Frau, ich habe die Ehre.“

Wenn Sie also nicht anders wollen, von soir, Baron,“ sagte Herr v. Zübbig, „hoffentlich haben wir bald wieder das Vergnügen, Sie bei uns zu sehen. Mein gnädiges Fräulein, kommen Sie gut nach Hause, Sie haben ja nicht so weit. — Aber noch einmal bitte ich in der bewußten Angelegenheit um Ihre Discretion. Herr v. Geyfeln hat mich selber gebeten, hier in *** nichts von dem Zusammenreffen zu erwähnen, und ich werde auch darüber schweigen wie das Grab. — Ein Familie ist es natürlich eine andere Sache.“

„Nicht eine Silbe!“ rief Baron Silberglanz betheuernd.

„Gute Nacht, meine liebe Franciska,“ sagte Frau v. Zübbig, die aufgestanden war und Fräulein v. Zahbern zärtlich umarmte und küßte, „gute Nacht, mein liebes Herz. Verwahren Sie sich nur ja recht gut, daß Sie sich nicht erkälten; es ist entsetzlich rauh draußen und Ihre Gesundheit überdies so zart.“

„Gute Nacht, meine liebe Amelie,“ erwiderte die junge Dame, „haben Sie keine Angst um mich; ich bin vortrefflich eingepackt, und die paar Schritte lauf' ich schnell hinüber.“

„Gute Nacht, Herr Intendant. Morgen müssen Sie uns noch mehr von Ihren Reisen erzählen.“

Frau v. Zübbig begleitete die Freundin bis zur Thür, und hier umarmten sich die beiden Damen nochmals auf das Herzlichste; der Baron empfahl sich ebenfalls, und die beiden Gatten blieben allein.

„Die arme Zahbern dauert mich,“ sagte Frau v. Zübbig, indem sie zu ihrem Plage auf dem Sopha zurückkehrte, „sie hatte sich so feste Rechnungen auf den jungen Russen gemacht.“

„Auf den Selkoff?“

(Fortsetzung folgt.)

Kaiser-Krönung in Indien.

Das in Delhi aus Anlaß der Krönung Georgs V. von England zum indischen Kaiser im Dezember zu veranlassende Durbar verpricht außerordentlich interessant zu werden. Vor allem wird die Menge der indischen Fürsten und einiger regierender Fürstinnen, zum Beispiel der Begum von Bhopal, die sich in dem ganzen Schimmer orientalischen Glanzes und Prunkes dort einstellen werden, die Augen der aus Europa herbeiströmenden Besucher auf sich ziehen. Mittheilungen über die Einzelheiten des großen Feste, der dem Kaiserpaar in Kalkutta gegeben werden soll, liegen nunmehr vor. Der Empfangsausschuß hat sich dahin geeinigt, daß die Prozeffion im Freien vor der Tribüne der Majestäten vorbeiziehen und sich aus vier Aufzügen zusammensetzen wird. Einige erläuternde Worte mögen zur Erläuterung einiger der in diesen aufzutretenden Gestalten aus den verschiedenen Zeiträumen indischer Sage und Geschichte dienen.

Ramabshana und Mahabharata sind die ältesten Heldengedichte des Landes. Ersteres ist das Epos von den Schicksalen Rama'schandas, des alten Königs in Indien, dessen Weib, die schöne Sita von Ravana geraubt wurde, dem Herrscher des Rajshakas von Lanka (Zeylon). Das andere Epos, bedeutend jünger und viermal umfangreicher als die 48.000 Verse umfassende Ramabshana, schildert den großen Kampf Bharatas und seines Geschlechtes, den seine Mutter, die böse Königin Kaikei, auf Rama'schanders Thron setzen wollte. Die ältesten Königsgeschlechter in Hindustan, deren Taten und Geschehde die beiden gewaltigen Epen besingen, gehören der Sonnen- und der Monddynastie an. Der Sitz des Sonnenvolkes war das heutige Audeh nördlich vom Ganges. Hauptstädte der Mondkönige waren das jetzige Delhi und Patna an Dschamna und Ganges. Die Sonnenkönige wollen die ersten Arier gewesen sein, die ihre Fahnen nach Hindustan und südwärts bis Lanka trugen. Sie verloren die Herrschaft an die Monddynastie, deren Thron wieder die Brahmanen bestiegen, die Verehrer des heiligen Feuers, in dem sie Mahadeo, ihren höchsten Gott, anbeten.

Viele indische Fürstenthümer besitzen Stammbäume, die bis zu den Sonnenkönigen hinaufreichen. In den kleinen Rajputen-Staaten der Himalaja-Thäler regieren Herrscher, denen eine ungläublich lange Ahnenreihe auf dem Throne vorangegangen ist. Im Rangra-Tal des Pandshahs z. B. zählen einzelne der kleinen Dynastien bis zu 470 vor ihnen herrschende Vorfahren. Wenn man ihren Ahnentafel glauben will, dann haben viele dieser Rajputen ihre Ahnenreihe von Wäldern ererbt, die es schon trugen, als der Held vor Troja um Briseis Leid trug, und Moses sein Volk peripatetisch in der Wüste erzog. Aber vom Himalaja bis hinab zum Dondra-Hoed am Südpol Jeylons wird fürchtbar gelogen.

Die Rajshakas, wirklich in der Einzah: die Ehe, für die der Mann die Erlörene raubt, oder Zallas waren Dämonen, die wie Porteus jede beliebige Gestalt annehmen konnten, gewöhnlich aber als ansehend harmlose Männer oder Frauen unter dem Volke lebten. Sie konnten fliegen, haßten die Menschen, fügten ihnen Leid zu, lödten, von wem sie sich beleidigt glaubten, und trafen den Leichnam — also ein übles Volk.

Der erste stellt eine Episode aus der Ramabshana dar. Hinter einem von prächtig aufgeschirten Rossen gezogenen Staatswagen zieht ein großer Trupp Volkes in den damaligen Trachten daher. Wer in indischen Städten Bescheid weiß, kann sich schon heute lebhaft vorstellen, wie bunt und farbenprächtig die Gewänder dieser Menge sein werden. Ihr folgen Rajshakas in allerhand grauflauen Vermummungen, wie sie der Phantast des Anders für diese Volksplage geläufig waren, und Scharen von Affen, die in allen Mäcken unserer Breiten eine Rolle spielen. Der Zug will den Einzug Rama'schanders in seine Hauptstadt wiedergeben, als er aus der Verbannung zurückkehrte.

Der zweite Aufzug ist der Mahabharata entnommen. Arshana betritt mit großem Gefolge die Stadt Kurushetra. Ein wundervolles Gespann zieht seinen Kriegswagen. Obwohl der König selbst wie sein Wagenführer Sri Krishna sind nach der Sage Verkörperungen des gnadentrichen und gütigen Gottes Wischnu, der dem Hindu gegen die zahllosen bösen Gottheiten und Geister seinen mächtigen Beistand leiht. Krieger und Volk dieser in der Mythie fortlebenden Zeit folgen auch hier der Hauptfigur, und um den Geyfeln zwischen damals und jetzt recht anschaulich hervortreten zu lassen, bilden Soldaten der eingeborenen und der englischen Truppen Indiens den Schluß des Zuges.

In geschichtliche Zeiten, nämlich an die Wende des 17. Jahrhunderts, verfehlt uns der Zug des großen Mogulkaisers Aurangzeb nach Kashmir, der uns das dritte Bild vorführt. Es zeigt uns den tatarisch-mongolischen Stamme entprofessierten Großfürsten auf der Höhe seiner Macht. In erblicher Kette werden Gefanten, mit edelstein geschmückten Purpurdunen aufgeschirrt, die gewaltigen Stochjähne an dem oblen Metallzierat bedekten Haupt in goldenen Hülsen stehend, und auf den breiten Rücken kostbare Aufbauten als Säge für die Mahuts (Lester) und anderes Volk tragen, Kamele, Rösser, Gefährte in reicher Zierelierung, Bannerträger, Reiter, Fußhöl und all der schimmernde Glanz eines Herrzuges der orientalischen Herrscher damaliger Zeit vor den Augen des indischen Kaiserpaars und der Hunderttausende von Zuschauern aller Völker vorbeiziehen. Die echten Gewänder, Waffen und Prunkstücke, die von den Darstellern dieses Theiles des ganzen herben Bildes getragen werden sollen, geben die Schauplätze und Zeughäuser der großen indischen Fürsten von heute her, die des Maharadschas von Dschampur, von Bitanir, der Nawabs von Rampur, Murschidabad und anderer.

Den interessantesten Anblick aber dürfte den Fremden die vierte und letzte Aufzug bieten. Er wird eine ganze Stunde dauern und ihnen alle die Völkerrassen vorbeiführen, die jetzt in dem ungeheuren indischen Reiche wohnen. Sie werden Gonds von den Zentralprovinzen, Todas aus den Nilgiri-Bergen, Afridis von der ewig unruhigen Nordwestgrenze, Berber, Araber, Stojhinesen, Leute von Travancore, Tamilen, Parsis, Mahatzen, Ciths, Gurtas, Rajshaputen, Portugiesen und Hundert von anderen Volksstämmen sehen.

Die Proben zu den einzelnen Aufzügen beginnen schon im November. Wer die Absicht hat, sich im Dezember auf einer Reise nach dem fernen Osten die Krönungsfeierlichkeiten und das in Aussicht stehende, zweifellos im allerhöchsten Grade interessante Schauspiel in Kalkutta anzusehen, der sichere sich vor allem schon Monate vorher Platz in einer der dortigen großen und allen europäischen Ansprüchen genügenden Karawansereien — die Zahl der dort hin Strömenden wird im Dezember Hunderttausende betragen.

Wenn Sie also nicht anders wollen, von soir, Baron,“ sagte Herr v. Zübbig, „hoffentlich haben wir bald wieder das Vergnügen, Sie bei uns zu sehen. Mein gnädiges Fräulein, kommen Sie gut nach Hause, Sie haben ja nicht so weit. — Aber noch einmal bitte ich in der bewußten Angelegenheit um Ihre Discretion. Herr v. Geyfeln hat mich selber gebeten, hier in *** nichts von dem Zusammenreffen zu erwähnen, und ich werde auch darüber schweigen wie das Grab. — Ein Familie ist es natürlich eine andere Sache.“

„Nicht eine Silbe!“ rief Baron Silberglanz betheuernd.

„Gute Nacht, meine liebe Franciska,“ sagte Frau v. Zübbig, die aufgestanden war und Fräulein v. Zahbern zärtlich umarmte und küßte, „gute Nacht, mein liebes Herz. Verwahren Sie sich nur ja recht gut, daß Sie sich nicht erkälten; es ist entsetzlich rauh draußen und Ihre Gesundheit überdies so zart.“

„Gute Nacht, meine liebe Amelie,“ erwiderte die junge Dame, „haben Sie keine Angst um mich; ich bin vortrefflich eingepackt, und die paar Schritte lauf' ich schnell hinüber.“

„Gute Nacht, Herr Intendant. Morgen müssen Sie uns noch mehr von Ihren Reisen erzählen.“

Frau v. Zübbig begleitete die Freundin bis zur Thür, und hier umarmten sich die beiden Damen nochmals auf das Herzlichste; der Baron empfahl sich ebenfalls, und die beiden Gatten blieben allein.

„Die arme Zahbern dauert mich,“ sagte Frau v. Zübbig, indem sie zu ihrem Plage auf dem Sopha zurückkehrte, „sie hatte sich so feste Rechnungen auf den jungen Russen gemacht.“

„Auf den Selkoff?“

„Auf den Selkoff?“

(Fortsetzung folgt.)

Kaiser-Krönung in Indien.

Das in Delhi aus Anlaß der Krönung Georgs V. von England zum indischen Kaiser im Dezember zu veranlassende Durbar verpricht außerordentlich interessant zu werden. Vor allem wird die Menge der indischen Fürsten und einiger regierender Fürstinnen, zum Beispiel der Begum von Bhopal, die sich in dem ganzen Schimmer orientalischen Glanzes und Prunkes dort einstellen werden, die Augen der aus Europa herbeiströmenden Besucher auf sich ziehen. Mittheilungen über die Einzelheiten des großen Feste, der dem Kaiserpaar in Kalkutta gegeben werden soll, liegen nunmehr vor. Der Empfangsausschuß hat sich dahin geeinigt, daß die Prozeffion im Freien vor der Tribüne der Majestäten vorbeiziehen und sich aus vier Aufzügen zusammensetzen wird. Einige erläuternde Worte mögen zur Erläuterung einiger der in diesen aufzutretenden Gestalten aus den verschiedenen Zeiträumen indischer Sage und Geschichte dienen.

Ramabshana und Mahabharata sind die ältesten Heldengedichte des Landes. Ersteres ist das Epos von den Schicksalen Rama'schandas, des alten Königs in Indien, dessen Weib, die schöne Sita von Ravana geraubt wurde, dem Herrscher des Rajshakas von Lanka (Zeylon). Das andere Epos, bedeutend jünger und viermal umfangreicher als die 48.000 Verse umfassende Ramabshana, schildert den großen Kampf Bharatas und seines Geschlechtes, den seine Mutter, die böse Königin Kaikei, auf Rama'schanders Thron setzen wollte. Die ältesten Königsgeschlechter in Hindustan, deren Taten und Geschehde die beiden gewaltigen Epen besingen, gehören der Sonnen- und der Monddynastie an. Der Sitz des Sonnenvolkes war das heutige Audeh nördlich vom Ganges. Hauptstädte der Mondkönige waren das jetzige Delhi und Patna an Dschamna und Ganges. Die Sonnenkönige wollen die ersten Arier gewesen sein, die ihre Fahnen nach Hindustan und südwärts bis Lanka trugen. Sie verloren die Herrschaft an die Monddynastie, deren Thron wieder die Brahmanen bestiegen, die Verehrer des heiligen Feuers, in dem sie Mahadeo, ihren höchsten Gott, anbeten.

Viele indische Fürstenthümer besitzen Stammbäume, die bis zu den Sonnenkönigen hinaufreichen. In den kleinen Rajputen-Staaten der Himalaja-Thäler regieren Herrscher, denen eine ungläublich lange Ahnenreihe auf dem Throne vorangegangen ist. Im Rangra-Tal des Pandshahs z. B. zählen einzelne der kleinen Dynastien bis zu 470 vor ihnen herrschende Vorfahren. Wenn man ihren Ahnentafel glauben will, dann haben viele dieser Rajputen ihre Ahnenreihe von Wäldern ererbt, die es schon trugen, als der Held vor Troja um Briseis Leid trug, und Moses sein Volk peripatetisch in der Wüste erzog. Aber vom Himalaja bis hinab zum Dondra-Hoed am Südpol Jeylons wird fürchtbar gelogen.

Die Rajshakas, wirklich in der Einzah: die Ehe, für die der Mann die Erlörene raubt, oder Zallas waren Dämonen, die wie Porteus jede beliebige Gestalt annehmen konnten, gewöhnlich aber als ansehend harmlose Männer oder Frauen unter dem Volke lebten. Sie konnten fliegen, haßten die Menschen, fügten ihnen Leid zu, lödten, von wem sie sich beleidigt glaubten, und trafen den Leichnam — also ein übles Volk.

Der erste stellt eine Episode aus der Ramabshana dar. Hinter einem von prächtig aufgeschirten Rossen gezogenen Staatswagen zieht ein großer Trupp Volkes in den damaligen Trachten daher. Wer in indischen Städten Bescheid weiß, kann sich schon heute lebhaft vorstellen, wie bunt und farbenprächtig die Gewänder dieser Menge sein werden. Ihr folgen Rajshakas in allerhand grauflauen Vermummungen, wie sie der Phantast des Anders für diese Volksplage geläufig waren, und Scharen von Affen, die in allen Mäcken unserer Breiten eine Rolle spielen. Der Zug will den Einzug Rama'schanders in seine Hauptstadt wiedergeben, als er aus der Verbannung zurückkehrte.

Der zweite Aufzug ist der Mahabharata entnommen. Arshana betritt mit großem Gefolge die Stadt Kurushetra. Ein wundervolles Gespann zieht seinen Kriegswagen. Obwohl der König selbst wie sein Wagenführer Sri Krishna sind nach der Sage Verkörperungen des gnadentrichen und gütigen Gottes Wischnu, der dem Hindu gegen die zahllosen bösen Gottheiten und Geister seinen mächtigen Beistand leiht. Krieger und Volk dieser in der Mythie fortlebenden Zeit folgen auch hier der Hauptfigur, und um den Geyfeln zwischen damals und jetzt recht anschaulich hervortreten zu lassen, bilden Soldaten der eingeborenen und der englischen Truppen Indiens den Schluß des Zuges.

In geschichtliche Zeiten, nämlich an die Wende des 17. Jahrhunderts, verfehlt uns der Zug des großen Mogulkaisers Aurangzeb nach Kashmir, der uns das dritte Bild vorführt. Es zeigt uns den tatarisch-mongolischen Stamme entprofessierten Großfürsten auf der Höhe seiner Macht. In erblicher Kette werden Gefanten, mit edelstein geschmückten Purpurdunen aufgeschirrt, die gewaltigen Stochjähne an dem oblen Metallzierat bedekten Haupt in goldenen Hülsen stehend, und auf den breiten Rücken kostbare Aufbauten als Säge für die Mahuts (Lester) und anderes Volk tragen, Kamele, Rösser, Gefährte in reicher Zierelierung, Bannerträger, Reiter, Fußhöl und all der schimmernde Glanz eines Herrzuges der orientalischen Herrscher damaliger Zeit vor den Augen des indischen Kaiserpaars und der Hunderttausende von Zuschauern aller Völker vorbeiziehen. Die echten Gewänder, Waffen und Prunkstücke, die von den Darstellern dieses Theiles des ganzen herben Bildes getragen werden sollen, geben die Schauplätze und Zeughäuser der großen indischen Fürsten von heute her, die des Maharadschas von Dschampur, von Bitanir, der Nawabs von Rampur, Murschidabad und anderer.

Den interessantesten Anblick aber dürfte den Fremden die vierte und letzte Aufzug bieten. Er wird eine ganze Stunde dauern und ihnen alle die Völkerrassen vorbeiführen, die jetzt in dem ungeheuren indischen Reiche wohnen. Sie werden Gonds von den Zentralprovinzen, Todas aus den Nilgiri-Bergen, Afridis von der ewig unruhigen Nordwestgrenze, Berber, Araber, Stojhinesen, Leute von Travancore, Tamilen, Parsis, Mahatzen, Ciths, Gurtas, Rajshaputen, Portugiesen und Hundert von anderen Volksstämmen sehen.